



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

herrn haben wie du, bleiben in untergeordneten Stellungen. Wenn der Kaiser noch bei Verstande wäre, machte er dich heute noch zum General. Ich fuhr mit der Hand in die Tasche und griff nach der Luß. Sie brannte mir zwischen den Fingern wie eine glühende Kohle. Hätte ich sie nur von mir geschleudert!

Dann kamen die entsetzlichen Tage der Schlacht. Mir war, als ob jedes feindliche Gewehr nur auf mich angeschlagen würde. Ergraute Offiziere fragten mich, was sie tun sollten, mich, der ich von der Kriegskunst so viel verstehe wie ein neugeborenes Kind! Ich erteilte ihnen Rat, so gut ichs vermochte, aber bei der allgemeinen Verwirrung dachte keiner daran, ihn zu befolgen. Ich fühlte, wie die Not der Unsern das schlummernde Feldherrgenie in mir weckte, aber nun wars zu spät, Mutlosigkeit und Insubordination waren schon zu tief eingegriffen, als daß ich das drohende Verderben noch hätte abwenden können. Als die große Retirade begann, rief mir mitten im Gedränge der Herzog von Bassano zu: General, weshalb haben Sie Korporalsuniform angelegt? Wie sollen Ihre Soldaten Sie erkennen? Ein Chasseur stieß mit dem Kolben nach mir und schrie: Seht den Löwen in der Felsenhaut! Er hätte uns retten können und glaubt dem Verderben zu entgehen, indem er seinen Rang verleugnet! Mich überläuft's noch, wenn ich an diese schrecklichen Stunden denke. Ich sollte für alles Unglück verantwortlich sein, und fast wäre ich unter der Last dieser Anklagen zusammengebrochen, denn ich wußte nur zu gut, daß sie berechtigt waren. Ich war meines Lebens nicht mehr sicher, und nicht viel fehlte, so hätten mich meine Kameraden niedergestoßen. Da gelang es mir, eine Seitengasse zu erreichen und unbemerkt in dieses Haus zu schlüpfen. Nun bin ich hier, wäre ich doch erst wieder bei meinem Bataillon!

Er hatte bis jetzt mit der Luß gespielt und steckte sie nun wieder in die Westentasche. Gerlach blinzelte ihm zu und sagte: Die Luß in Ehren! Aber daß Sie kein General sein sollen, das glaub ich nie und nimmer. Da mögen Sie sagen, was Sie wollen. Freilich, was ich sonst von hohen Offizieren gesehen habe, das ging so aufgetakelt wie die Gebtsdorfer Botenkese, aber daß die Uniform nicht den Feldherrn macht, das weiß ich so gut wie Sie. Nein nein, der alte Gerlach läßt sich nichts weismachen!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Noch einmal die internationale Lage. Englands Absichten. Deutschland und Frankreich.)

Wir müssen noch einmal auf die Weltlage und die auswärtige Politik des Reichs zurückkommen. Schon vor acht Tagen wurde an dieser Stelle erwähnt, wie sehr sich jetzt die auswärtige Politik Spaniens im Schlepptau der englischen bewegt. Zu Beginn der vorigen Woche hat eine Zusammenkunft zwischen König Eduard und König Alfons in Cartagena stattgefunden. Eine Flottenparade, die das Selbstgefühl der Spanier nicht gerade angenehm berührt haben mag, und die bei solchen Begegnungen üblichen Bekundungen verwandtschaftlicher Herzlichkeit geben der Zusammenkunft das Gepräge.

Natürlich hat sich die Presse aller Länder mit diesem Ereignis viel beschäftigt. Das Urteil unsrer Presse konnte bei der bekannten, weit verbreiteten Richtung unsrer öffentlichen Meinung in der Hauptsache nur das erwartete sein. Wieder dieser

König Eduard, der überall um Freundschaft wirbt, nur um Deutschland „einzukreisen“ und zu isolieren! Diese Meinung befestigt sich immer mehr, sodaß es auch dem, der sie für falsch hält, kaum möglich sein würde, dagegen anzukämpfen. Es würde das auch nicht einmal zweckmäßig, geschweige denn notwendig sein, da es augenscheinlich besser ist, wenn wir dem Ausland gegenüber zu argwöhnisch als zu vertrauensselig sind. Mögen wir also durch den Hinweis auf auswärtige Machenschaften immerhin unsre nationale Wachsamkeit schärfen. Nur da wird das Urteil einer Korrektur bedürfen, wo es geeignet ist, durch eine unzutreffende Beurteilung der Tatsachen unser berechtigtes Selbstbewußtsein unnötig herabzudrücken, und wo falsche Behauptungen zur Unterlage einer Beurteilung unsrer eignen Staatsleiter gemacht werden, die diese in den Augen des eignen Volks und fremder Völker ohne Not und ohne rechte Begründung herabsetzen und in ihrer Tätigkeit hindern.

Darum mag auf folgendes hingewiesen werden. Viele unter uns haben sich daran gewöhnt, den König Eduard als den rafflosen Feind Deutschlands zu betrachten, dem alles glückt, und dem alleandern fremden Mächte willig folgen, sofern er ihnen nur in Aussicht stellt, daß Deutschland das Ziel des gemeinsamen Hasses ist. Und während so König Eduard immer neue Fäden in die Schlinge windet, die er uns um den Hals gelegt haben soll, steht nach der populären Vorstellung die deutsche Regierung einzig und allein als das hilf- und ahnungslose Opfer da, leichtfertig die Stimme der nationalen Warner überhörend, alles in rosenroter Färbung sehend und ganz und gar in eine festfreundige Hallelujastimmung getaucht! Entspricht es unsrer nationalen Würde, dem Auslande beständig ein solches Bild zu zeichnen? Gewiß nicht, zumal wenn eine gewissenhafte Nachprüfung ergibt, daß wir zwar — wie andre Leute auch — nicht frei von Fehlern und Schwächen sind, daß aber doch wesentliche Züge jenes Bildes falsch sind. Allerdings würden wir uns, auch wenn es keinen König Eduard gäbe und Bismarck wieder aus dem Grabe auferstünde, darauf einrichten müssen, unsre Machtstellung zur Not ohne Bundesgenossen zu stützen. Auch die Bundesstreue Osterreich-Ungarns könnte uns diese Sorge nicht abnehmen. Die Verhinderung von Bündnissen fremder Mächte ist heute bei dem stärkern Zueinandergreifen aller wirtschaftlichen Interessen der verschiedenen Länder und bei der allgemeinen Scheu vor der Entfesselung eines europäischen Krieges eine sehr viel schwerere Aufgabe als noch vor zwanzig Jahren, und schon Bismarck litt nach seinem eignen Geständnis unter dem cauchemar des coalitions, dem Alpdruck, den ihm der Gedanke an die Möglichkeit von Bündnissen fremder Mächte untereinander verursachte. Der Nachweis, welche Mittel auch heute noch der Diplomatie zur Verfügung stehn, um feindliche Bündnisse gegen uns zu verhindern, und die Frage, ob diese Mittel angewandt worden sind oder nicht, gehören nicht vor die Öffentlichkeit. Einen Nachweis für ihre Behauptung, daß nichts dieser Art geschehen sei, wären höchstens die Leute zu erbringen verpflichtet, die ohne genügendes Tatsachenmaterial unsre politische Leitung beständig beschuldigen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Aber eine Erwägung, die jedermann anstellen kann, braucht bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen zu werden.

Ist es nämlich wirklich so einfach, alle europäischen Mächte in einen großen Bund gegen Deutschland zu vereinigen, wie man es König Eduard zuzuschreiben pflegt? Wenn man gewisse politische Betrachtungen hört, sollte man glauben, alle europäischen Mächte hätten an weiter nichts zu denken als an ihr Verhältnis zu Deutschland. Sobald ihnen ein eifriger und geschickter Mann auf Grund von dynastischen Beziehungen und Versprechungen das große Stück Kuchen in Gestalt eines Bündnisses gegen Deutschland hinhält, so beißen sie herzhaft hinein, und

damit hat eigentlich jede auswärtige Politik für sie aufgehört. Oder doch nicht? Gibt es nicht auch andre Interessen der Völker, die sie untereinander trennen und verbinden, ohne daß Deutschland dabei in Frage kommt? Läßt sich das alles durch ein paar liebenswürdige Bemühungen König Eduards aus der Welt schaffen? Es ist gewiß nicht unpatriotisch und unvorsichtig, auch darüber ein wenig nachzudenken.

Warum hält z. B. Italien am Dreibund fest? Die Italiener lieben uns nicht, und das Verhältnis ist doch nur eine Vernunftsche. Aber ohne die Anlehnung an Deutschland und Österreich-Ungarn würde Italien Frankreich und England gegenüber in eine schwierige, fest abhängige Stellung geraten, besonders seitdem die entente cordiale zwischen Frankreich und England zustande gekommen ist. Aber Italien braucht auch ein gutes Verhältnis zu den im Mittelmeer herrschenden Westmächten; und so legt ihm gerade die etwas zweideutige Stellung, die ihm sein Interesse zwischen den beiden andern Dreibundmächten und den Westmächten auferlegt, und die der realpolitische Sinn der Italiener auch ohne große Skrupel erträgt, die Verpflichtung auf, etwaige Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland nicht akut werden zu lassen. Wenn wir uns das klar machen, gewinnen wir ein richtigeres Verständnis für den Nutzen des Dreibundes, als wenn wir uns vom Gefühlsstandpunkt aus über den falschen Freund aufregen, der mit Frankreich eine Extratour nach der andern tanzt.

Der Grad der Annäherung zweier Völker bleibt also doch immer durch das eigene Interesse dieser Völker bestimmt. Italien wird durch seine maritimen Interessen gezwungen, mit den Westmächten Hand in Hand zu gehn und sich mit ihnen zu verständigen, aber eben um dieser Sachlage willen braucht es die Freundschaft Deutschlands als Gegengewicht. Damit erhält die Idee des „Einkreisens“ von Deutschland schon ein bedenkliches Loch. Aber auch das Einverständnis der Westmächte selbst beruht auf einem gewissen innern Gleichgewicht. Es ist nicht möglich, ein solches Einverständnis zu erhalten, wenn es von dem einen Teil nur als Mittel benutzt wird, freie Hand zu erhalten für allerlei Unternehmungen, die man sich nicht erlauben dürfte, wenn man nicht den andern Teil durch seine „Freundschaft“ festgelegt hätte. Mit andern Worten: England hat das Bedürfnis Frankreichs klug ausgenützt und es durch ein Einverständnis an sich gefesselt, wobei man sich bisher über die beiderseitigen Interessen sorgfältig verständigt hat. Auf dieser Grundlage kann das Verhältnis der beiden Mächte natürlich ungestört fortbestehn. Wenn aber England die Lage benutzt, mit Hilfe dieser Deckung durch das befreundete Frankreich auch in solche Interessen Frankreichs einzugreifen, über die schwerlich eine Vereinbarung getroffen worden ist, so darf man doch wohl fragen, ob die entente cordiale wirklich diese Belastungsprobe vertragen wird. Frankreich hat sich durch die Preisgabe des ohnehin wohl zweifelhaft gewordenen Einflusses in Ägypten freie Hand in Marokko gesichert; der Vorteil lag darin, daß es an der für die französische Politik wichtigsten Stelle des Mittelmeers den politisch-militärischen Wettbewerb Englands fernhielt, sich aber andern Mächten gegenüber die moralische Unterstützung Englands wahrte. Es hatte also einen politischen Konkurrenten nur noch an Spanien, wo seit langer Zeit der französische Einfluß in der ersten Reihe stand. Dieses für Frankreich vorteilhafte Verhältnis verschiebt sich, wenn England von sich aus Spanien in sein Interesse zieht und dort an erster Stelle seinen Einfluß geltend macht. Da Spanien als selbständige Seemacht nichts mehr zu bedeuten hat, so ist die Mitwirkung nur eine Verstärkung des englischen Übergewichts im westlichen Mittelmeer, wodurch die eigentliche Grundlage des englisch-französischen Abkommens von 1904 gänzlich verändert wird. Ob Frankreich und Italien sich mit diesem

gegen ihre nächsten Seeinteressen gerichteten Schachzug rückhaltlos einverstanden erklären werden, müssen wir in aller Ruhe abwarten; wir haben die Interessen dieser Staaten nicht wahrzunehmen, sondern haben an unsern eignen genug. Wir möchten nur mit dieser Betrachtung zeigen, daß sich diese Fragen der großen Politik nicht so einfach und mechanisch abspielen, wie viele Leute meinen. Es klingt ja sehr klar und überzeugend, wenn es heißt: König Eduard hat seinen Einfluß wieder auf ein neues Land ausgedehnt; er sammelt einen Staat nach dem andern um sich, und bald wird die Koalition aller europäischen Staaten gegen Deutschland fertig sein. Steht man aber näher zu, so findet man, daß die Heranziehung Spaniens zu diesem Zwecke einfach lächerlich sein würde, daß aber diese Ausdehnung des englischen Einflusses ihre Spitze nicht gegen Deutschland, sondern gegen Frankreich kehrt.

Daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß England jetzt wieder mit Frankreich brechen wolle, wäre natürlich ganz ungereimt. Man wird vielmehr durch die kühle Betrachtung der hier erwähnten Tatsachen darauf hingeführt, daß die englische Politik wahrscheinlich überhaupt von andern Grundsätzen ausgeht. Sie ist sich dessen bewußt geworden, daß die Weltstellung des britischen Reichs um so exponierter geworden ist, je mehr sich die Zahl der Mächte vermindert hat, die mit ihren Interessen, sozusagen, auf dem engern Markte bleiben. Noch vor einem Menschenalter sprach man in der Politik fast ausschließlich von den europäischen Großmächten; unter diesen war Großbritannien die Weltmacht schlechthin. Jetzt spricht man nur noch von Weltmächten. Um sich in diesem verschärften Wettbewerb zu halten, ist England bestrebt, überall die Reibungsflächen mit andern Mächten zu verringern, zunächst auf der Grundlage gemeinsamer Interessen, sodann aber auch, seit die politisch rührige und scharfblickende Persönlichkeit des Königs dazu eine Handhabe bietet, mit Hilfe dynastischer Beziehungen. Wo es schwieriger ist, mit einer auswärtigen Macht zu einer vorteilhaften Annäherung zu gelangen, da sucht man sie wenigstens in Schach zu halten. So geschieht es mit dem gefährlichsten und in England unpopulärsten Konkurrenten, mit Deutschland. Wir haben also alle Ursache, auf der Hut zu sein. Aber so angesehen, ist die Lage doch etwas anders als in der üblichen Vorstellung, wo angeblich alles vom König Eduard ausgehn soll, der den Haß gegen Deutschland und den Wunsch, uns zu schaden, zur Richtschnur seines ganzen Handelns mache. Vieles, was zum Schutz der britischen Interessen geschieht, hat eben auf Deutschland gar keinen Bezug, und es steht uns deshalb schlecht an, auch bei solchen Vorgängen in Nervosität zu verfallen und uns beispielsweise über die Begegnung in Cartagena aufzuregen.

Neuerdings ist wieder mehrfach von einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich die Rede gewesen, allerdings auf einer unmöglichen Grundlage. Deutschland solle seine Interessen in Marokko endgiltig aufgeben und dafür in Kleinasien und in der Frage der Bagdadbahn freie Hand erhalten. Der Vorschlag enthält ein großes Mißverständnis. Solche Abmachungen lassen sich treffen, wo wirtschaftliche Bestrebungen Hand in Hand mit politischen Interessen gehn. England braucht Ägypten als Durchgangs- und Stützpunkt für Indien und einen Teil seiner afrikanischen Besitzungen; Frankreich hatte durch seine algerische Stellung ein Interesse an einem stärkerem politischen Einfluß in Marokko, womöglich an der Besitznahme des Landes. Hier war eine Verständigung zwischen Frankreich und England möglich. Wir jedoch haben weder in Marokko noch in Kleinasien politische Interessen. Reine Handels- und Geschäftsinteressen aber können nicht Tauschobjekt sein. Kein Staat kann sich darauf einlassen, seinen Angehörigen zu verbieten, ihr

Kapital an privaten Unternehmungen in irgendeinem Gebiet arbeiten zu lassen. Und nur darum handelt es sich sowohl in Marokko als auch im Gebiet der Bagdadbahn. Also ein Verzicht ist weder hier noch dort möglich. Als ein deutscher Erfolg ist das Bagdadbahnunternehmen nur insofern gepriesen worden, als sich der Sultan wahrscheinlich nicht so leicht dazu verstanden hätte, die Konzession zu erteilen, wenn nicht das deutsche Kapital den Vortritt genommen und die technische Leitung in deutsche Hand gelegt hätte. Erst dann entschloß sich Sultan Abdul Hamid zur Genehmigung. Vielleicht ist dieser moralische Erfolg Deutschlands damals zu laut und in mißverständlicher Form verkündet worden, sodaß das Ausland wirklich an politische Wünsche Deutschlands und an eine beabsichtigte Monopolstellung mit politischen Rechten zu glauben begann. Unvorsichtige Dithyramben sanguinischer Projektensmacher in der deutschen Presse bestärkten diesen Glauben, der nur im Ausland festgehalten wurde, um uns zu diskreditieren. Auch wenn diese Versuche, gegen uns zu arbeiten, infolge irgendwelcher Vereinbarungen aufhörten, wir also gewissermaßen „freie Hand“ erhielten, würden wir uns auf eine politische Rolle auf Kosten der Türkei nicht einlassen können. Es ist also nichts mit diesem Plan, und die sonst sehr wünschenswerte Verständigung mit Frankreich müßte auf anderer Grundlage zustande kommen. Diese Bedingungen wären aber die geringste Sorge. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Aber der Wille zur Verständigung muß wohl auf französischer Seite noch einige Zeit reifen, wengleich wir der chauvinistischen Entgleisung Clemenceaus, der sich kürzlich in der Kammer mit naiver Offenheit zu den populären Revanchegelüsten bekannte, nicht die große Bedeutung beilegen können, die ihr vielfach gegeben wird.

Die innerpolitische Lage sparen wir uns diesmal für eine weitere Wochenbetrachtung auf. Die sozialpolitische Debatte, die jedes Jahr beim Etat des Innern im Reichstag so unglaublich viel Zeit verschlingt, ohne daß etwas Brauchbares dabei herauspringt, ist noch im Gang, und das betrachtet man besser im Zusammenhang. Das Ereignis der vergangenen Woche war die Mitteilung des sozialpolitischen Programms des Grafen Posadowsky, das er im Anschluß an die Jungfernrede Friedrich Naumanns vor dem Reichstag entwickelte. Vorläufig ist aber die Arbeit am Etat die einzige Tätigkeit des Reichstags, von der zurzeit die Rede sein kann.

Berichtigung. In dem Artikel: „Die Schaffung des deutschen Seekabelnetzes“ in Nr. 14 der Grenzboten ist unter anderm angegeben, daß die Osteuropäische Telegraphengesellschaft vor kurzem ihr Kabel Konstantza—Rilla bis Smyrna verlängert habe. Nach Mitteilung der Gesellschaft trifft diese Angabe nicht zu, sie besitzt kein Kabel zwischen Konstantinopel und Smyrna.

